

Mit ein paar Anschlägen auf ihrer Schreibmaschine kann sie jemanden lebenslang ins Gefängnis befördern. Rose Baker arbeitet als Stenotypistin im New York City Police Department. Geständnisse zählen zu ihrem Alltag. Es ist das Jahr 1923. Und wemngleich Rose grausame Details über Schusswechsel, Messerstechereien und Morde protokolliert – sobald sie den Verhörraum verlässt, zählt sie wieder zum schwachen Geschlecht. Bestens dazu geeignet, Akten abzulegen und Kaffee zu kochen. Doch die Zeiten ändern sich. Die Frauen auf New Yorks Straßen tragen Bob, rauchen, trinken Alkohol. Die prude Rose allerdings hängt am Bild der bescheidenen, fürsorglichen Frau. Und an dem charmanten Polizeisergeant, den sie heimlich anhimmt. Bis eines Tages eine neue Kollegin kommt: die glamouröse Odalie. Sie entführt Rose in die Nachtclubs der Stadt. Stellt ihr aufregende Männer vor. Rose ist schockiert – und ebenso fasziniert. Aus Faszination wird Obsession. Alle verfangen sich in einem Gespinst aus Lügen. Und dann gibt es einen mysteriösen Todesfall ...

SUZANNE RINDELL promoviert derzeit über Amerikanische Literatur an der Rice University. *Die Frau an der Schreibmaschine* ist ihr erster, vielgelobter, extrem spannender Roman über Singlefrauen in den Roaring Twenties in New York City – und den ein oder anderen Mord. Er wurde in 15 Sprachen übersetzt und Leserinnen und Leser weltweit diskutieren voller Hingabe die überraschenden Wendungen und das nicht minder überraschende Ende des Romans. Kein Wunder, dass Keira Knightley in der geplanten Verfilmung Regie führen und die Hauptrolle spielen will.

Suzanne Rindell

Die Frau an der
Schreibmaschine

Roman

Deutsch von Beate Brammertz

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »The Other Typist« bei Amy Einhorn Books,
Penguin, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2016

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Suzanne Rindell

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Peter Zelei/Getty Images

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

AH · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74887-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für meine Eltern, Arthur und Sharon Rindell.
Euch habe ich alles zu verdanken.

Es hieß, die Schreibmaschine mache uns geschlechtslos.

Ein Blick auf den Apparat selbst, und es lässt sich womöglich nachvollziehen, warum die selbsternannten Wächter weiblicher Tugendhaftigkeit und Moral zu diesem Schluss gelangt sein mochten. Die gebräuchliche Schreibmaschine, sei es nun eine Underwood, Royal, Remington oder Corona, ist ein klobiges Ding von erheblichem Gewicht, deren kantige Ecken geradewegs auf den Punkt kommen, ohne jegliche albernen Verspieltheiten oder feminine Grillen. Nicht zu vergessen die bloße Brachialgewalt ihrer eisernen Hebel, die mit gnadenloser Wucht auf das Papier hinabsausen. *Gnadenlos*. Ja, eine Schreibmaschine kennt keine Gnade.

Wie ich gestehen muss, weiß ich selbst nicht sonderlich viel über Gnade, denn meine Arbeit fußt im Grunde auf dem Gegenteil. Auf Geständnissen, meine ich. Nicht dass ich sie den Verdächtigen abbringe – das ist Aufgabe des Sergeants. Oder die des Lieutenant Detectives. Nicht meine. Meine Arbeit ist leise. Leise, abgesehen von dem ohrenbetäubenden Klappern der Schreibmaschine, die vor mir thront, während ich den Papierstreifen eines Stenogramms transkribiere. Aber selbst hierbei kann ich nichts für den Krawall, denn immerhin bin ich nur eine Frau – ein Phänomen, das der Sergeant erst dann zu bemerken scheint, wenn wir das Vernehmungszimmer verlassen, er sanft meine Schulter berührt und mir mit großem und feierlichem Ernst zuflüstert: »Es tut mir leid, Rose, dass Sie als eine Lady solche Dinge hören müssen.« Er meint die Verge-

waltigungen, Einbrüche oder welches Verbrechen auch immer uns eben gestanden wurde. Auf unserem Polizeirevier, das im Stadtbezirk Manhattan liegt und weithin Lower East Side genannt wird, mangelt es uns selten an Gräueltaten.

Ich weiß, wenn der Sergeant die Bezeichnung *Lady* benutzt, meint er es nur gut. Wir haben das Jahr 1924 – bald 1925 –, und ich befinde mich genau zwischen dem, was man heutzutage als eine *Lady* und als eine *Frau* bezeichnet. Der Unterschied ist natürlich teilweise eine Frage der Bildung, die ich – zumindest zu einem sehr bescheidenen Grad – für mich geltend machen kann, da ich einen Abschluss vom *Astoria Stenographers College for Ladies* aufzuweisen habe, aber andererseits eine Frage der Herkunft und finanziellen Situation, und die spricht nicht für mich. Immerhin bin ich ein Waisenkind, das fünfzehn Dollar die Woche verdient. Und natürlich ist auch die Anstellung an sich eine nicht zu vernachlässigende Größe. Die Tradition will, dass eine *Lady* einer *Beschäftigung* nachgeht, niemals jedoch einer echten *Arbeit*, und ich, die ein Leben mit einem Dach über dem Kopf und regelmäßigen Mahlzeiten einem Leben ohne vorzieht, bin gezwungen, dem Letzteren nachzueifern.

Das war wohl mit der Behauptung gemeint, die Schreibmaschine mache uns geschlechtslos – sie führte uns aus unserem Zuhause, zwar nicht in die Nähfabriken oder Dampfwäschereien, sondern in die Anwaltskanzleien und Buchhaltungsbüros, deren Räumlichkeiten früher nur Männer kannten. Sie brachte uns dazu, die Bänder unserer Schürzen aufzuschneiden und in die gestärkten Blusen und trostlosen marineblauen Röcke zu schlüpfen, mit ihrem Versprechen, uns unserer Weiblichkeit zu berauben. Man fürchtete, der ständige Umgang mit all diesen technischen Neuheiten – den Stenografen, Mimeografen, Rohrpostanlagen – würde uns irgendwie härter machen, und in einem Anflug von unerbittlichem Neid auf all dieses Eisen, Messing und Stahl könnten unsere

weichen Frauenherzen ihnen nacheifern und ebenfalls unnachgiebig werden.

Vermutlich entspricht es der Wahrheit, dass die Fertigkeit des Tippens dem schönen Geschlecht die Türen zu einem eher männlichen Arbeitsumfeld öffnete – etwa dem Polizeirevier, wo wir Stenotypistinnen ansonsten eine weibliche Minderheit darstellen. Womöglich hat man von der einen oder anderen Polizistin in Manhattan gehört oder sogar eine leibhaftig gesehen – jene schwerfälligen, alten Matronen, die eingestellt werden, um die männlichen Kollegen vor falschen Anschuldigungen bezüglich ungehöriger Übergriffe zu schützen, die die Arbeit, tagtäglich Prostituierte wie Schafe zusammenzutreiben, oft mit sich bringt. Aber der Sergeant glaubt nicht an Polizistinnen und weigert sich, sie einzustellen. Dass es auf dem Revier überhaupt Frauen gibt, ist einzig und allein der Unmenge von Schreibarbeit geschuldet. Die Schreibmaschine ist wahrlich meine Eintrittskarte in eine Welt, die mir und meinesgleichen andernfalls verwehrt wäre.

Das Tippen auf einer Schreibmaschine ist wohlgermerkt keine brutale, männliche Form der Arbeit. Im Grunde könnte man sogar behaupten, die Arbeit einer Stenotypistin – der einfache Akt, ein Diktat aufzunehmen, der formvollendete Tanz der Fingerspitzen in ihrem Stakkato über den Tasten einer Stenografiermaschine – sei vielleicht eine der kultiviertesten Formen von Arbeit, die unsere moderne Welt zu bieten hat. Und man muss sich wegen des Rests keine Sorgen machen: Eine gute Stenotypistin kennt ihren Platz. Sie ist einfach glücklich, als Frau ein vernünftiges Auskommen zu haben.

Wie dem auch sei, wäre das Maschineschreiben eine wahrhaft maskuline Tätigkeit, sähe man mehr Männer bei dieser Arbeit. Es sind stets Frauen, die über Schreibmaschinen gebeugt dasitzen, woraus folgt, dass es eine Beschäftigung ist, für die sie besser geeignet sind. Während all meiner Zeit habe ich

nur einen einzigen männlichen Stenotypisten getroffen, und das zartbesaitete Wesen dieses speziellen Gentlemans war sogar noch weniger für die Arbeit auf einem Polizeirevier geschaffen als mein eigenes. Ich hätte es gleich wissen müssen, dass er nicht lange ausharren würde. Er hatte das nervöse Gebaren eines Vögelchens, und sein Schnurrbart machte den Anschein, als werde er täglich von einem Herrenfriseur gestutzt. Er trug ein Paar äußerst gepflegte, weiße Gamaschen über den Schuhen. An seinem zweiten Tag hustete ein Krimineller eine Ladung Schleim darauf, vermischt mit Tabak. Der männliche Stenotypist, und es tut mir leid, dies sagen zu müssen, erblasste stark und entschuldigte sich, um eine Toilette aufzusuchen. Nach diesem Vorfall blieb er nur noch eine Woche. *Weißer Gamaschen*, hatte der Sergeant kopfschüttelnd angemerkt. Ein Schnalzen des Sergeants ist häufig seine Art, mich ins Vertrauen zu ziehen. *Weißer Gamaschen haben hier nichts verloren*, sagte er, und ich wusste, insgeheim war er froh, einen solchen Dandy los zu sein.

Natürlich wies ich den Sergeant nicht darauf hin, dass der Lieutenant Detective ebenfalls weiße Gamaschen trägt. Der Lieutenant Detective und der Sergeant sind zwei Männer unterschiedlichen Schlags, aber sie scheinen vor langer Zeit einen unsicheren Frieden geschlossen zu haben. Ich hatte immer das untrügliche Gefühl, keinen der beiden Männer offen bevorzugen zu dürfen, um keinesfalls das labile Gleichgewicht zu stören, das ihre Zusammenarbeit garantiert. Wenn ich ehrlich bin, muss ich gestehen, mich in Gegenwart des Sergeants wohler zu fühlen. Er ist älter und mir vielleicht ein wenig zugeneigter, als ein verheirateter Mann sein sollte, doch ich denke, dass er eine eher väterliche Zuneigung verspürt und er in erster Linie Sergeant wurde, weil er ein rechtschaffener Mensch ist und aufrichtig glaubt, es sei seine Aufgabe, in unserer wunderbaren Stadt für Recht und Ordnung zu sorgen.

Außerdem mag es der Sergeant, wenn *alle* Dinge geordnet sind, und er legt größten Wert darauf, jede Regel genau nach Vorschrift zu befolgen. Erst vergangenen Monat suspendierte er einen der Officers, schickte den Mann eine Woche ohne Lohn nach Hause, weil dieser einem Obdachlosen, der in einer Verwahrungszelle wartete, ein Schinkensandwich zukommen ließ. Ich konnte wohl nachvollziehen, warum der Officer es tat. Der Vagabund bot einen solch trostlosen Anblick – die Umrisse seiner Rippen zeichneten sich taktlos gegen den dünnen Stoff seiner Kleidung ab, und seine Augen rollten herum wie ruhelose Murmeln, die in zwei tiefen, dunklen Höhlen steckten. Keine einzige Seele beschuldigte den Sergeant offen, unchristlich zu sein, aber ich vermute, er spürte, dass einige der Männer es insgeheim dachten. *Einen solchen Mann durchzufüttern, sendet die Botschaft aus, dass harte Arbeit und das Einhalten von Regeln ohne Bedeutung sind – und wir können es uns nicht leisten, diese Werte verfallen zu lassen*, ermahnte uns der Sergeant.

Der Lieutenant Detective steht rangmäßig über dem Sergeant, aber darauf würde man nie kommen. Obwohl der Sergeant, wenn er will, auf andere einschüchternd wirken kann, ist er kein hochgewachsener Mann, obwohl er in vielerlei anderer Hinsicht Größe beweist. Die ausladende Masse seines Gewichts sitzt ihm um die Hüften, genau über dem Bund seiner Uniformhose, das verleiht ihm einen beruhigenden, väterlichen Schmerbauch. Sein Schnurrbart hat in den vergangenen Jahren an Farbe eingebüßt und ist nun graumeliert. Er trägt ihn gezwirbelt und die Koteletten außerdem recht lang, was längst nicht mehr der letzte Schrei ist, doch der Sergeant schert sich wenig um die sich wandelnde Mode und würde keinesfalls den neuesten, skandalösen Entwicklungen nacheifern. Einmal, beim Zeitunglesen, hörte ich ihn matt sagen, die heutige Mode sei der Beweis für die Degeneration unserer Nation.

Demgegenüber trägt der Lieutenant Detective keinen Schnurrbart und hat die Angewohnheit, das Gesicht stets glatt-rasiert zu halten, was *en vogue* ist. Ebenfalls in Mode ist die nonchalante Art, wie er sich mit Pomade das Haar zurück-kämmt. Fast immer löst sich die eine oder andere Locke und fällt zitternd über sein Auge, woraufhin er sich stets mit der Hand durchs Haar streicht und sie wieder zurückschiebt. Auf seiner Stirn prangt eine beträchtliche Narbe, die von der Mitte seiner Stirn bis zu seinem Auge verläuft und die sonderbare Wirkung hat, seine Gesichtszüge aufzuwerten. Er ist jung, lediglich ein oder zwei Jahre älter als ich, und da er ein Detective ist und kein einfacher Streifenpolizist, muss er keine Uniform tragen. Er kleidet sich sehr vornehm, doch eigentümlich: Er sieht immer aus, als sei er gerade aus dem Bett gerollt und wie zufällig in seine Sachen gestiegen. Alles an ihm strahlt eine kesse Nachlässigkeit aus, bis hin zu seinen Gamaschen, die kein einziges Mal auch nur halb so weiß oder sauber waren wie die des männlichen Stenotypisten. Damit will ich beileibe nicht andeuten, der Lieutenant Detective sei nicht auf Sauberkeit bedacht, sondern nur, dass er nicht sehr ordentlich ist.

Vielmehr lässt die Körperhygiene des Lieutenant Detectives ganz sicher nichts zu wünschen übrig. Früher beugte er sich gerne über meinen Schreibtisch, um mit mir zu reden, wobei mir stets der Geruch nach Pears' Seife in die Nase stieg. Als ich ihn einmal fragte, ob diese Marke normalerweise nicht von Damen bevorzugt wird, errötete er und schien es schwer-zunehmen, auch wenn ich mir bei meinen Worten nichts gedacht hatte. Er ließ meine Frage unbeantwortet und mied mich nach diesem Vorfall fast zwei Wochen. Anschließend roch er nicht mehr nach Pears' Seife. Kürzlich lehnte er sich über meinen Tisch – nicht um sich mit mir zu unterhalten, sondern um schweigend nach einer meiner Abschriften zu greifen – und ich bemerkte sofort, dass er nach einer anderen Seife roch, einer,

deren Parfüm das Aroma von teuren Zigarren und altem Leder imitiert.

Ein Grund, weshalb mir die Arbeit mit dem Lieutenant Detective missfällt und ich den Sergeant vorziehe, ist der, dass der Lieutenant Detective hauptsächlich in Mordfällen ermittelt, was bedeutet, dass ich höchstwahrscheinlich das Geständnis eines mutmaßlichen Mörders stenografieren muss, wenn ich zu ihm in ein Vernehmungszimmer gerufen werde. In der Stimme des Lieutenant Detectives schwingt keine Entschuldigung mit, wie es beim Sergeant der Fall ist, wenn er mich zu sich bittet. Vielmehr beschleicht mich gelegentlich das Gefühl, einen herausfordernden Unterton ausmachen zu können. Nach außen hin gibt er sich natürlich den Anschein, formvollendet nüchtern und sachlich zu sein.

Man hält uns für das schwächere Geschlecht, aber ich bezweifle, ob den Männern klar ist, dass wir Frauen jedes Geständnis zweimal hören. Denn nachdem ich es auf der Stenografiermaschine mitgeschrieben habe, muss ich es auf der Schreibmaschine in gewöhnliches Englisch übertragen, da die Männer keine Kurzschrift lesen können. Ihnen muten die Zeichen auf den Stenografierrollen wie Hieroglyphen an. Das Tippen und Abtippen dieser Geschichten stört mich nicht in dem Maße, wie es mich stören *sollte*, aber es *ist* ein wenig abstoßend, jedes noch so kleine Detail einer Messerstecherei oder Prügelattacke beispielsweise kurz vor dem Mittag- oder Abendessen durchzugehen. Sobald sich die Verdächtigen von der Idee verabschieden, ihre Verbrechen abzustreiten, und sich entschließen, die Karten auf den Tisch zu legen, sind sie häufig sehr spezifisch in Bezug auf das Grauen, das mit einer derartigen Tat einhergeht. Als moralischer Mensch ergötze ich mich nicht an solch schaurigen Einzelheiten, doch es widerstrebt mir zugleich, den Lieutenant Detective mein Unbehagen spüren zu lassen, da es für ihn bestimmt ein Beweis meiner weiblichen

schwachen Nerven wäre. Ich versichere jedoch, meine Nerven sind *nicht* schwach, zumindest nicht in diesem Punkt.

Natürlich lässt sich nicht leugnen, dass es auf indirekte Art etwas Intimes an sich hat, diese Geständnisse gemeinsam mit einer anderen Person zu bezeugen, und ich gestehe, dass ich diese Momente mit dem Lieutenant Detective keineswegs genieße. Häufig hat der Verdächtige, der vom Lieutenant Detective befragt wird, eine Frau auf dem Gewissen, und meist hat der Verdächtige dem Opfer zuvor grauenhafte Dinge angetan. Wenn das Geständnis eines Verdächtigen abgenommen wird, der eine junge Frau auf die brutalste aller Weisen attackierte, kommt es mir vor, als würde die gesamte Luft aus dem Raum entweichen. Manchmal mustert mich der Lieutenant Detective ausdruckslos, sobald sich der Sünder an die grässlichsten Stellen erinnert. Während solcher Momente fühle ich mich wie in einem wissenschaftlichen Experiment. Wie in einer dieser psychologischen Fallstudien, die neuerdings der letzte Schrei sind. Ich sitze da und tippe und gebe mein Bestes, den Lieutenant Detective zu ignorieren.

Und dennoch – anders als den Sergeant, der sich aus schierem Zartgefühl um mich sorgt – scheint es den Lieutenant Detective nicht sonderlich zu beunruhigen, dass ich etwas hören könnte, was mein angeblich weibliches Gemüt verletzt. Ich weiß nicht mit Bestimmtheit, wonach er in meinem Gesicht sucht. Höchstwahrscheinlich fragt er sich verwundert, ob ich im nächsten Moment einen nervösen Schwächeanfall erleide oder kopfüber auf der Stenografiermaschine zusammenbreche. Es wäre sogar möglich, dass er mit den anderen Polizisten eine Wette laufen hat. Doch wir leben in einem modernen Zeitalter, einem, in dem Frauen genug zu tun haben, ohne sich auch noch der Verpflichtung hinzugeben, ständig in Ohnmacht zu fallen, und ich wünschte, der Lieutenant Detective würde bei all seinem sonstigen modernen Gebaren damit aufhören, mich schnöselhaft an-

zustarren, und mich einfach meine Arbeit machen lassen. Bei der ich, nebenbei bemerkt, recht gut bin. Ich tippe 160 Wörter pro Minute auf jeder der genannten Schreibmaschinen und sogar bis zu 300 auf der Stenografiermaschine. Zudem bin ich weitgehend gleichmütig, was den Inhalt der Geständnisse anbelangt, die ich zu Papier bringen und transkribieren muss. Wie die Schreibmaschine selbst bin ich einzig und allein dazu da, mit strikter Präzision das Gesagte niederzuschreiben. Ich liefere den offiziellen und unverfälschten Bericht ab, der schließlich vor Gericht zum Einsatz kommt. Ich transkribiere das, was letztlich als die Wahrheit erachtet wird.

Natürlich muss ich aufpassen, dass mein Stolz hier nicht die Oberhand gewinnt. Einmal, als wir aus dem Verhörraum traten, sprach ich den Lieutenant Detective mit ungewollt lauter Stimme an: »Ich bin kein Hasenfuß.«

»Wie bitte?« Er hielt inne, wirbelte herum und ließ die Augen erneut mit dem Blick eines Wissenschaftlers, der ein Experiment analysiert, an mir herabwandern. Er machte ein oder zwei Schritte auf mich zu, als wollten wir Vertraulichkeiten austauschen, und mir stieg ein weiterer Hauch seiner Zigaretten- und Leder-Seife in die Nase. Ich drückte den Rücken durch, stieß ein Hüsteln aus und versuchte, meinen Standpunkt nochmals zu verdeutlichen, diesmal mit gelassenerer Selbstsicherheit.

»Ich sagte, ich bin kein Hasenfuß. Es ängstigt mich nicht. Nichts von alledem. Ich bin keine Hysterikerin. Sie können es sich aus dem Kopf schlagen, jeden Moment das Riechsalz holen zu wollen.« Diesen letzten Einwurf machte ich allein des Effekts wegen. Wir haben nämlich überhaupt kein Riechsalz auf der Polizeiwache, und ich bezweifle, dass heutzutage noch irgendjemand ein Fläschchen in der Jackentasche mit sich herumträgt. Doch sofort bereute ich diese Übertreibung. Sie ließ mich zu theatralisch klingen, wie die Hysterikerin, die ich eben so vehement von mir gewiesen hatte.

»Miss Baker ...«, setzte der Lieutenant Detective an, doch der Rest seines Satzes erstarrte. Er starrte mir mehrere Sekunden ins Gesicht. Und dann, als habe ihn jemand unvermittelt gekniffen, platzte es aus ihm heraus: »Ich hege nicht den leisesten Zweifel, dass Sie das Geständnis von Jack the Ripper höchstpersönlich entgegennehmen könnten, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.« Bevor ich eine passende Antwort formulieren konnte, machte der Lieutenant Detective auf dem Absatz kehrt und ging mit großen Schritten davon.

Ich weiß nicht recht, ob seine Worte als Kompliment gemeint waren. Da ich in einem Revier voller Polizisten arbeite, ist mir Sarkasmus nicht fremd. Möglicherweise erlaubte sich der Lieutenant Detective einen Spaß auf meine Kosten. Ich weiß nicht viel über Jack the Ripper. Ich weiß, dass er den Gerüchten zufolge erstaunlich geschickt mit dem Messer war.

Ich ließ das Thema auf sich beruhen und brachte es in Gegenwart des Lieutenant Detectives nicht mehr zur Sprache. Das Leben auf dem Polizeirevier nahm seinen mehr oder weniger vorhersehbaren, harmonischen Lauf – der Sergeant hielt seinen Pakt der heiklen Zusammenarbeit mit dem Lieutenant Detective, und der Lieutenant Detective blieb im Gegenzug seinem höflichen-wenngleich-barschen Umgang mir gegenüber treu.

Es war ein harmonisches Miteinander, nun ja, zumindest bis die andere Stenotypistin eingestellt wurde.

Mir schwante in ebenjenem Moment, als sie zu ihrem Vorstellungsgespräch durch die Tür kam, dass etwas passieren würde. An diesem Tag betrat sie ruhig und still das Revier, doch ich wusste: Sie glich dem Auge eines Hurrikans. Sie war das dunkle Epizentrum von etwas, das wir noch nicht zu fassen wussten. In ihr erzeugten Hitze und Kälte eine gefährliche Mischung, und um sie herum würde sich alles verändern.

Vielleicht ist es unzutreffend, sie als »die andere Stenotypis-

tin« zu bezeichnen, da es schon immer andere Stenotypistinnen neben mir gegeben hatte. Ich war eine von dreien. Da war eine vierzigjährige Frau namens Iris mit einem ausgemergelten Gesicht, kantigem Kiefer und vogelgleichen grauen Augen. Jeden Tag trug Iris ein andersfarbiges Halstuch. Iris war stets ohne Murren bereit, bei Bedarf zusätzliche Schreibearbeit zu erledigen, was von allen hoch geschätzt wurde. (*Das Verbrechen kennt weder Wochenenden noch Feiertage*, pflegte der Sergeant gern zu sagen.) Iris hatte nie geheiratet, und es war nur schwer vorstellbar, dass die Ehe jemals ihr ersehntes Ziel gewesen sein mochte.

Dann gab es da Marie, in vielerlei Hinsicht das genaue Gegenteil von Iris. Marie war rundlich und vergnügt und zog bei jedem Schritt leicht das Bein nach, da ihr als kleines Kind ein Omnibus über den linken Fuß gefahren war. Marie war kaum dreißig, aber schon zweimal verheiratet – der erste Ehemann war mit einer Revuetänzerin durchgebrannt. Ohne seinen Aufenthaltsort zu kennen und der Möglichkeit beraubt, eine rechtmäßige Scheidung zu bewirken, hatte Marie den Ehevertrag einfach mit einem Achselzucken ignoriert und ihren zweiten Gatten geehelicht, einen Mann namens Horace, der liebevoll mit ihr umging, jedoch stark an Gicht litt. Marie arbeitete auf der Polizeiwache, da sie sich nicht der Illusion hingab, Horace könne für sie sorgen. Sie war eine sentimentale Frau, die aus Liebe geheiratet hatte, wohl wissend, dass sich die Gicht unaufhaltsam verschlimmerte und ihn immer häufiger ans Bett fesselte. Hinter Maries Rücken wurde regelmäßig die ungehobelte Bemerkung fallengelassen, die beiden würden mit Maries versehrtem, linkem Fuß und Horaces gichtgeschwollenen Beinen eine »kesse Sohle aufs Parkett« legen. Die Leute sagten ihr diese Gemeinheit nie offen ins Gesicht, aber Marie war kein Dummkopf und wusste, dass dieser Witz kursierte. Vor langer Zeit hatte sie den Entschluss gefasst, Unkenntnis zu heucheln.

Grundsätzlich war sie für alles, was das freundliche Miteinander der Angestellten stärkte, und folglich schien jeder gern mit ihr zusammenzuarbeiten.

Und dann war da natürlich noch ich. Ich arbeitete seit knapp über zwei Jahren auf dem Revier und genoss längst den Ruf, die schnellste und präziseste Stenotypistin zu sein. Wir drei zusammen bewältigten die Anforderungen des Polizeireviers, erledigten die Schreibarbeit für sämtliche Bestellungen, tippten die Geständnisse und die Korrespondenz. Jedenfalls waren wir in der Lage, diese Aufgaben zu stemmen, bis der Volstead Act, um es salopp auszudrücken, unser Geschäft gehörig ankurbelte.

Anfangs erfreute sich der Volstead Act unter den Officers des Polizeireviers keiner sonderlichen Beliebtheit und wurde bisweilen nur halbherzig ausgeführt. Die Streifenpolizisten grummelten und halfen ungern, als die Anti-Saloon-League eine Bar nach der anderen schloss. Officers, die über Flaschen mit selbstgebranntem Gin stolperten, ließen die Gesetzesübertreter häufig mit einer Ermahnung davonkommen, natürlich darauf bedacht, die Beweise zu konfiszieren. Trotz der wackeren Bemühungen der Woman's Christian Temperance Union glaubte nicht die ganze Nation, dass der Teufel im Alkohol stecke. Es gab sogar Richter, die nicht das gebotene Maß an Entrüstung aufbringen konnten, um die Schwarzhändler, die schamlos und unverhohlen das Gesetz übertraten, ernsthaft zu bestrafen. *Scheint in der Natur des Menschen zu liegen, dass sich ein Mann nach einem harten Tag Arbeit einen Drink genehmigen will*, erklärte der Lieutenant Detective einmal laut genug, damit jeder es hörte, und zuckte mit den Schultern.

Die Dinge nahmen eine Weile ihren Lauf. In regelmäßigen Abständen wurde ein Grüppchen Männer aus der Nachbarschaft – viele unter ihnen waren Ehemänner und Väter – wegen des Verkaufs von Schwarzgebranntem festgenommen und anschließend mit einem leichten Klaps auf die Finger wieder ent-

lassen. Niemanden kümmerte es sonderlich, und so wurde nicht härter durchgegriffen.

Doch es heißt, das Rädchen, das am lautesten quietscht, wird geölt, und in unserem Fall war das quietschende Rädchen Assistant Attorney General Mabel Willebrandt, und das Öl waren wir. Ich mag mir nicht anmaßen, ihre juristische Laufbahn zu beurteilen, aber nach dem zu schließen, was ich in den Zeitungen las, besitzt Mrs Willebrandt die etwas zweifelhafte Ehre, sich den vernachlässigten Gesetzen anzunehmen, von denen ihre trägeren und besonneneren männlichen Gegenstücke lieber die Finger lassen, und geht mit überraschender Inbrunst vor, wobei sie bei ihrem Streben häufig Schlagzeilen macht. Vermutlich passt es nur zu gut, dass sich Mrs Willebrandt zur Schutzpatronin aussichtsloser Rechtsstreitigkeiten aufschwingt; immerhin ist sie eine Frau, und es besteht kaum ein Risiko, einer Frau die Verantwortung für unliebsame Angelegenheiten zu übertragen. Wenn eine Frau in ihrem Amt scheitert, wird das anders gesehen, als würde ein Mann scheitern. Allerdings wurde rasch klar, dass Mrs Willebrandt nicht vorhatte zu scheitern, und sie erwies sich als zugleich beharrlich und einfallsreich. Während es ihr nicht gelang, Bürgermeister Hylan auf ihre Seite zu ziehen, schaffte sie es, Miriam, der Gattin des Bürgermeisters, mit »gesundem Menschenverstand« beizukommen. Gemeinsam gelang es ihnen, genug Druck aufzubauen und den Stein ins Rollen zu bringen, damit New York City dem Rest der Nation ein leuchtendes Beispiel sein und entschiedener versucht werden sollte, es in eine »trockene« Vorzeigestadt zu verwandeln. Ich erzähle das nur, weil das Ergebnis all dieser politischen Querelen darin mündete, dass unser Polizeirevier ausgewählt wurde, dem »Noblen Experiment« als besonderes Instrument zu dienen. Das Öl, das dazu bestimmt war, Mrs Willebrandts quietschendes Rädchen zum Schweigen zu bringen.

Laut offiziellem Erlass wurden wir die erste »Crackdown Unit« der Stadt. Andere Polizeireviere sollten später unserem Beispiel folgen. Zusätzliche Männer wurden auf unsere Gehaltsliste gesetzt, und uns wurde die Aufgabe übertragen, die illegalen Mondscheinkneipen in unserem Bezirk aufzustöbern und Razzien durchzuführen. Ein Polizeirevier ist von Natur aus ein sonderbares Konstrukt; die Chemie, mit der es am Laufen gehalten wird, gleicht manchmal einer Rezeptur, und wenn die Zutaten sich ändern, kann es dauern, bis sich wieder ein Gleichgewicht der Dinge einstellt. Unsere Officers waren nicht sonderlich erbaut, neue Männer willkommen zu heißen, und noch viel weniger angetan von der Idee, an den chaotischen Razzien teilzunehmen, die sie in der Nachbarschaft noch unbeliebter machen würden. Während die Männer diese Veränderungen beklagten, schien der Sergeant seine neue Verantwortung mit ernstem Elan zu verfolgen. Ich gewann den deutlichen Eindruck, dass er sie gleichzeitig als berufliche Chance wie als moralische Ehre ansah. Und so kam der unausweichliche Tag, an dem er verkündete, er wolle jedes Individuum, das auch nur mit einer einzigen Flasche Whiskey die Staatsgrenze zwischen New York und New Jersey überschritt, mit aller Härte des Gesetzes verfolgt wissen, ein Befehl, der nicht nur die Officers, sondern auch die Stenotypistinnen des Polizeireviere gehörig auf Trab hielt. Es dauerte nicht lange, bis der unbearbeitete Papierkram das gesamte System verstopfte und die Arrestzellen nichts weiter waren als ein Treffpunkt für Schwarzbrenner, um ihre Konkurrenz kennenzulernen und gemeinsam Strategien auszubrüten, einer zukünftigen Verhaftung zu entrinnen.

Das war der Tag, an dem der Sergeant die Arbeitsvermittlung anrief und bat, uns eine weitere Stenotypistin zu schicken.

Odalies Haare waren noch nicht zu einem kurzen Bob geschnitten, als sie sich zu dem Vorstellungsgespräch einfand. Sonst hätte der Sergeant sie wohl nicht eingestellt, obwohl ich sicher bin, dass der Lieutenant Detective sich nicht daran gestört hätte. Noch bevor Odalie sich die Haare zu einem Bob schneiden ließ, hegte ich den stillen Verdacht, dem Lieutenant Detective könnten diese skandalösen Frisuren sogar gefallen – und die Sorte Frau, die sich erdreistet, sie zu tragen.

Ich erinnere mich, wie Odalie an jenem Tag hereinspazierte und ihren Glockenhut absetzte, worauf ihr pechschwarzes Haar zum Vorschein kam, das in eine ebensolch geschwungene Form gelegt war. Es war auf Kinnlänge geschnitten, die Spitzen präzise auf einer Linie. Damals fiel mir auf, dass dieser Schnitt Odalies Gesicht etwas leicht Orientalisches und Extravaganter verlieh, besonders um die Augen herum. Ihre Haare schimmerten mit einem Glanz, als trüge sie einen Helm aus fein polierter Emaille. Ich erinnere mich ebenfalls, dass der Lieutenant Detective sie von der anderen Seite des Raums musterte. Er machte ihr mehrmals an jenem Tag Komplimente wegen ihres Muts und ihres ausgesuchten Geschmacks. Der Sergeant hingegen äußerte sich nicht direkt, abgesehen von einem leisen Murmeln während des Mittagessens, an niemand Bestimmtes gerichtet, dass Männer leicht einen falschen Eindruck von Frauen mit kurzen Haaren bekommen könnten.

Doch all das kam später. Wie schon gesagt, am Tag ihres Vorstellungsgesprächs war Odalies Haar noch nicht zu einem Bob geschnitten. Sie traf auf dem Polizeirevier ein, das Gesicht sittsam gepudert, das Haar zu einem ordentlichen Chignon gedreht. Ich glaube, sie trug weiße Handschuhe und ein teuer anmutendes Kostüm, das das helle Eierschalenblau ihrer Augen unterstrich, aber es war ihre Stimme, die bei mir den bleibendsten Eindruck hinterließ, da sie am meisten darüber verriet, was sich als ihr wahrer Charakter herausstellen sollte. Eine raue

Stimme mit einem tiefen, rasselnden Timbre, das einen verleitet, das kindische Kräuseln ihrer Lippen eindringlich zu mustern, um auch sicherzugehen, dass man die Worte, die ihrem Mund entschlüpften, genau verstand. Ihre Stimme hielt diesen Ton, bis sie etwas erheiterte oder zum Lachen brachte, dann stieg und fiel sie in einem melodiosen Trillern, als übe jemand Tonleitern auf dem Klavier. Es war ein Paradox aus argloser Verwunderung und teuflischer Komplizenschaft, das jeden, der es hörte, in seinen Bann schlug, und ich frage mich gelegentlich – selbst jetzt noch –, ob sie sich diese Stimme im Laufe der Jahre geschickt angeeignet hatte oder ob sie schlicht von Natur aus damit gesegnet war.

Das Vorstellungsgespräch war kurz. Der Sergeant oder der Lieutenant Detective brauchten über die Frau eigentlich nur zu wissen, wie schnell sie tippen konnte (sie überprüften ihr Können mit einer Stoppuhr, und Odalie lachte, als hätten sie sich gerade das intelligenteste und entzückendste Spiel ausgedacht) und ob sie präsentabel war und gute Manieren hatte. Im Grunde gab es nicht viel mehr, wonach sich eine neue Schreibkraft beurteilen ließ. Und Odalie hatte die beiden längst mit ihrer Stimme um den kleinen Finger gewickelt. Als sie Odalie fragten, ob sie Anstoß daran nähme, die häufig ungemein widerwärtigen Taten der Kriminellen, die aufs Revier geschleppt wurden, anhören zu müssen, lachte sie ihr bezauberndes melodioses Lachen und fiel dann zurück in ihr raues Timbre, um scherzhaft anzumerken, sie sei nicht die Sorte Mädchen, die man *zartbesaitet* nannte, und dass sie nur bei ihrem Essen im *Mouquin* darauf bestand, dass es geschmackvoll sei. Ich hielt diese Bemerkung nicht für allzu geistreich, doch der Sergeant und der Lieutenant Detective kicherten beide und waren schon jetzt, zu diesem frühen Zeitpunkt, wild darauf, von ihr gemocht zu werden. Ich belauschte sie heimlich von der anderen Seite des Raums und hörte sie sagen, sie sei eingestellt und

könne kommenden Montag anfangen. In diesem Moment, das schwöre ich, glitten Odalies Augen durch den Saal und blieben für den Bruchteil einer Sekunde an meinem Gesicht hängen, und der Anflug eines Lächelns umzuckte ihre Mundwinkel. Doch dieser Eindruck war nur flüchtig, und später war es schwierig, mit Gewissheit zu sagen, ob sie überhaupt in meine Richtung geblickt hatte.

Verdammt nettes Mädchen, verkündete der Lieutenant Detective, nachdem Odalie fort war. Dieses Resümee war kurz, aber es beschrieb im Grunde etwas, auf das ich zu jener Zeit nicht genau den Finger legen konnte. In Wahrheit war ich wahrscheinlich die Jüngere von uns beiden – vielleicht um gut fünf Jahre –, doch das Wort *Mädchen* traf auf sie weit besser zu als auf mich. Ein Teil von Odalies Reiz rührte daher, dass sie sich den Schein von erwachsener Mädchenhaftigkeit gab. Eine gespannte Erwartung lag um sie in der Luft, eine Erwartung, die jeden in ihrer Nähe einschloss, als sei man ihr heimlicher Komplize. Ihre Stimme bebte vor ungestüme Energie, die trotz ihrer selbstsicheren Gelassenheit und gepflegten Eleganz auf ein robustes Individuum schließen ließ – jemanden, der sich nicht zu schade war, auf einen Baum zu klettern oder einen bei einem Tennismatch zu schlagen. Und noch einen weiteren Aspekt glaubte ich allmählich auszumachen: Die sinnliche Ausgelassenheit in Odalies Gebaren deutete auf ein privilegiertes Leben hin, auf eine Kindheit voller Automobile und Tennisplätze, Dinge, die in meiner eigenen Kindheit fehlten und – ich wage die bescheidene Vermutung – ebenso in der des Sergeants und des Lieutenant Detectives. Ja, ihr Auftreten zeugte von Reichtum, wohlweislich, ohne ihn ausdrücklich ins Spiel zu bringen. In dieser Hinsicht war sie für uns eine Exotin, aber auf eine Art, die wir wohl nur unbewusst wahrnahmen. Und wie bei allen exotischen Geschöpfen hielten wir einfach den Atem an, als sie sich uns näherte, aus Angst, sie womöglich zu verjagen. Nie-

mand auf dem Revier wagte, den Grund zu hinterfragen, weshalb diese wohlhabende junge Frau mit einem Lachen vor uns stand, als sei sie entzückt, für die unbedeutende Arbeit einer Schreibkraft ausgewählt worden zu sein. Ich habe mir immer etwas auf meinen Instinkt und mein kritisches Auge eingebildet, doch selbst im frühesten Stadium meines Missfallens tat ich nicht das, was ich hätte tun sollen, nämlich mir die Frage zu stellen, warum Odalie eine Anstellung suchte. Ich kann nur sagen, wir alle entwickeln blinde Flecken, sobald wir dem richtigen blendenden Licht ausgesetzt sind.

An jenem Tag, nachdem sie allen Lebewohl gesagt und man ihr erklärt hatte, sie solle am Montag anfangen, spazierte sie auf ihre kindische, leicht trippelnde Art durch das Polizeirevier und zur Vordertür hinaus. Doch da fiel etwas aus dem Revers ihres blauen Jäckchens und polterte zu Boden. Meine Augen huschten sogleich zu der Fliese, wo der Gegenstand, den sie hatte fallen lassen, unter dem grellen Licht der nackten elektrischen Glühbirne glitzerte. Ich wusste, ich sollte sie rufen und auf das Missgeschick aufmerksam machen, doch ich schwieg, während Odalie weiterging, scheinbar ahnungslos. Sie verschwand durch die Tür, und ich saß wie versteinert da. Mehrere Minuten verstrichen. Neugierig schüttelte ich den Bann schließlich von mir ab. Ich erhob mich lautlos von meinem Stuhl und ging zu der Stelle, an der das Objekt herrenlos auf dem Boden lag.

Es war eine Brosche – ein kostspielig anmutendes Kleinod aus Opalen, Diamanten und schwarzen Onyxsteinen, allesamt zu einem sehr modernen, sternförmigen Muster angeordnet. Die Brosche war von erlesener Güte, die den Inbegriff von Odalie selbst widerzuspiegeln schien, als sei das Schmuckstück ein Abbild ihres Wesens im Miniaturformat. Rasch hob ich es auf und kehrte zu meinem Schreibtisch zurück, die Brosche vollständig in meiner Hand verborgen. Die scharfen Spit-

zen bohrten sich in meine Haut. Ich setzte mich und hielt das entzückende Juwel unter meiner Schreibtischplatte, dicht über meinem Schoß – vor den Blicken der anderen geschützt – und starrte es einfach an, wie hypnotisiert. Es glitzerte schwach, selbst hier im dämmerigen Licht. Schließlich wurde ich gerufen, um etwas zu tippen, und war gezwungen, mich gewaltsam aus dem Bann der Brosche zu lösen. Ich öffnete eine Schreibtischschublade und schob das Schmuckstück hinein, tief nach hinten, unter einen Stapel Papiere, während ich mir einredete, ich würde es Odalie sofort zurückgeben, sobald sie am Montag käme, um ihre neue Arbeit zu beginnen – und wusste zugleich tief in meinem Herzen, dass dies eine Lüge war.

Den restlichen Tag über wurde ich ein eigentümliches Gefühl nicht mehr los. Eine fortwährende Zerstreutheit hatte mich gepackt. Als wäre ein Gegenstand in meinem peripheren Blickfeld, den ich zwar verschwommen ausmachen, aber nie klar erkennen konnte. Selbst damals nagte bereits der Verdacht an mir, Odalie habe die Brosche absichtlich fallen lassen, um mich zu prüfen. Und rückblickend lässt sich wohl sagen, dass eine solche Taktik ihre Handschrift getragen hätte. Mit einer einzigen Tat hatte mich Odalie in eine Falle gelockt, die zu gleichen Teilen aus Verlockung und Scham bestand. Von diesem Moment an war ich an sie gebunden, auf ewig gefangen in dem Dilemma, mich immerzu zu wundern und dennoch nie offen fragen zu können, ob sie von meinem gierigen Diebstahl wusste. All das, noch bevor wir uns die Hände geschüttelt hatten oder einander vorgestellt worden waren.

2

Es wäre irreführend zu behaupten, ich hätte zu jenem frühen Zeitpunkt die *volle* Wirkung erahnt, die Odalie auf mein Leben oder das Polizeirevier im Allgemeinen haben sollte. Zuvor erwähnte ich, dass mir schwante, *etwas* sei in jenem Moment geschehen, als Odalie durch die Tür kam, aber ich gäbe mich niemals der Illusion hin, genau sagen zu können, *was* dieses Etwas gewesen wäre oder das Ausmaß dessen, mit dem es mich berühren würde. Nach diesem ersten Treffen erfüllte mich der Gedanke an Odalie hauptsächlich mit einem leichten Unbehagen tief in meinem Inneren, jedoch nichts Konkreterem. Ein paarmal während der verbleibenden Woche öffnete ich meine Schreibtischschublade, riskierte einen raschen Blick auf die Brosche und dachte an Odalie – doch meine Arbeitspflichten setzten meinen Grübeleien häufig ein jähes Ende. Odalie besaß wahrscheinlich unzählige Broschen, redete ich mir ein. Vielleicht hatte sie überhaupt nicht bemerkt, dass diese eine in ihrer Sammlung fehlte. Vielleicht kümmerte es sie nicht, überlegte ich. Ich malte mir aus, wie ich sie ihr nonchalant überreichen würde. Und ich malte mir aus, wie ich es ebenso nonchalant vergaß. In beiden Szenarien weigerte ich mich, beeindruckt zu sein. Dies gelang mir mit der fadenscheinigen Begründung, ich scherte mich keinen Deut um die Brosche, sie würde mir nichts bedeuten. Der Gedanke, zu solch einem blasierten Desinteresse fähig zu sein und diesem neuen, exotischen Geschöpf und seinen exquisiten Kostbarkeiten gleichgültig gegenüberzutreten, fühlte sich unsäglich befreiend an. Dann kam das Wochen-

ende, und ich verschwendete keinen weiteren Gedanken auf die Brosche oder Odalie.

Zu jener Zeit wohnte ich in einer Pension, wie das für das Gros der unverheirateten Damen meines Alters und Einkommens Sitte war. Die Frau, die die Pension leitete, war eine junge Witwe namens Dorothy – sie nannte sich Dotty – mit schütterten, schmutzig blonden Haaren und vier kleinen Kindern. Die Strapazen der Entbindung und die immerwährende Hausarbeit hatten ihre Gesichtszüge vorzeitig altern, die Haut unter ihren Augen schlaff werden lassen, ihren Teint rötlich, fleckig und wettergegerbt gemacht und ihrer Kieferpartie Hängebacken beschert. Doch meines Erachtens war sie höchstens dreißig. Heutzutage ist es natürlich nicht ungewöhnlich, auf eine derart junge Witwe zu stoßen. Ihre Geschichte las sich wie die so vieler: Dottys Gatte verschwand in dem schändlichen Krieg, der unzählige junge Männer unserer Generation im Ganzen verschluckte, ohne auch nur die Knochen wieder auszuspuken. Wären da nicht die Kinder, die sie zu Hause brauchten, verkündete sie häufig, hätte sie längst die Reise zu jenen zerklüfteten Feldern entlang der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland angetreten, um seine letzte Ruhestätte zu sehen – den Ort, sagte sie, wo Danny zweifellos dem Senfgas erlegen war.

Danny und Dotty. Der Klang ihrer beider Namen, die Alliteration, versprach eine traute, sich ergänzende Harmonie, die Dottys Verlust und Trauer wohl nur verstärkten. Nach zu vielen Schlückchen von dem, was sie in der Vorratskammer aufbewahrte und Kochsherry nannte (ein Vorrat, der sich auf mysteriöse Weise immer wieder erneuerte trotz der gewaltigen Herausforderung, die die Prohibition mit sich brachte), erzählte Dotty gelegentlich die Geschichte von Dannys Tod, als habe sie ihn mit eigenen Augen bezeugt. Sie war der unumstößlichen Überzeugung, sein Körper sei in einen Graben gefallen und läge nun irgendwo dort verschüttet, verschol-

len zwischen den langen, aufgehäuften Erdwällen, die gleich wurmhaften Narben, so wurde mir berichtet, immer noch auf französischen Äckern zu sehen sind. Dottys jüngstes Kind war dreieinhalb Jahre alt. Die schiere Mathematik konnte in diesem Fall das Kind nicht ihrem Gatten zusprechen, doch ich behielt das für mich, da ich dankbar war für die erschwingliche Miete, die Dotty verlangte, und kein Bedürfnis verspürte, unnötigerweise in ein Wespennest zu stechen. Mir hatte sich der Eindruck aufgedrängt, die Einsamkeit während des Krieges sei von anderem Ausmaß als jede andere Einsamkeit der Welt.

Ich kann selbst ein Liedchen über Einsamkeit singen, aber nicht über das Alleinsein. In der Pension war ich nie allein. Mein Zuhause war ein etwas heruntergekommenes, mit braunem Sandstein verkleidetes Stadthaus im Herzen Brooklyns. Vermutlich war es in einem solch verlotterten Zustand, weil Dotty als Witwe keinen Ehemann hatte, der die regelmäßig anfallenden Arbeiten erledigte, sowie nicht über die nötigen Mittel verfügte, um die Reparaturen in Auftrag zu geben. Es war ein großes Stadthaus, eingedenk der Tatsache, dass es im Grunde nur eine Familie beherbergen sollte, aber nicht so sehr groß, wenn es für acht Erwachsene und vier Kinder ein Dach über dem Kopf bot, wie es während meines Aufenthalts der Fall war. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, dass es weder an Lärm noch Unruhe mangelte.

Selbst mein Zimmer in der Pension gewährte kaum das nötige Maß an Privatsphäre. Es war sehr groß, aber mithilfe mehrerer angegrauter und fleckiger Laken, die an einer Wäscheleine hingen, in zwei Hälften geteilt. *Halbprivat* lautete meiner Erinnerung nach die Anzeige, die Dotty in der Zeitschrift aufgegeben hatte. Ich glaube nicht, dass Dotty die Leser mit dieser Umschreibung hinters Licht führen wollte, denn im Grunde passte das Wort, und ich hätte wohl in jeder anderen Pension eine höhere Miete zahlen müssen. Doch andererseits war der

Betrag, von zwei Personen verdoppelt, weit mehr, als Dotty bekommen hätte, hätte sie das Zimmer an eine Einzelperson vermietet. Der Nutzen einer geschäftlichen Übereinkunft ist immer auch eine Sache der Perspektive.

Die andere Bewohnerin des Zimmers war ein Mädchen mit rotbraunen Haaren, Pausbacken und strammen Waden, die ungefähr in meinem Alter war. Sie hieß Helen – ein Name, der ihr, wie ich fürchte, zu Kopf gestiegen war, denn sie führte sich häufig auf, als hielte sie sich für die Schöne Helena. Vielleicht ist dieser Seitenhieb grausam von mir. Es ist nur so, dass ich schon vielen Kakadus begegnet bin, aber selten einem menschlichen Wesen, das sich derart herausputzte, wie Helen es tat. Sie war immerzu vor dem Spiegel anzutreffen, neigte den Kopf in diese, dann in jene Richtung und übte ununterbrochen, überraschte oder verzückte Mienen aufzusetzen. Bei ihrem fleischigen Gesicht war es ein wenig, als würde man einem weichen Klumpen Teig zusehen, der in unterschiedliche Backformen geknetet wird, und ihr Mienenspiel war nur von beschränktem Erfolg gekrönt. Sie gestand es nie offen ein, aber ich vermutete, sie hoffte heimlich, eines Tages die Bühne für sich zu gewinnen. Zur Zeit unseres Zusammenlebens arbeitete sie als Verkäuferin, ein Berufsstand, den sie weit über meinem ansiedelte. Sie machte keinen Hehl daraus, was sie von meiner Arbeit als Stenotypistin auf dem Polizeirevier hielt. *Mach dir keinen Kopf, Rose*, sagte sie häufig unaufgefordert zu mir. *Du wirst nicht ewig an diesem grässlichen Ort arbeiten müssen. Ich möchte wetten, etwas Besseres wird sich schon bald für dich eröffnen. Und wenn das passiert, werde ich dir helfen, deine burschikose Kleidung auszurangieren, und wir finden ganz wunderhübsche, geschmackvolle Dinge für dich.* Helen liebte das Wort *geschmackvoll*, doch im Laufe unserer gemeinsamen Zeit stellte sich heraus, dass wir dieses Wort unterschiedlich verstanden.

Als ich mich in der Pension einmietete, bewohnte Helen das

Zimmer schon eine Weile und hatte folglich die vorteilhaftere Hälfte für sich beansprucht – diejenige, die weiter weg von der Tür zum Gang entfernt lag. Da es keinen Grund gab, Helens Seite des Zimmers zu betreten, störte ich sie nie in ihrer Privatsphäre. Doch auf ihrem Weg ins Zimmer und wieder hinaus musste sie natürlich meine Seite durchqueren, und sie hatte keinerlei Skrupel, mit lautem Gedöns hindurchzumarschieren oder sich ihrer Schuhe und Strümpfe in meiner Hälfte des Zimmers zu entledigen. Ich hatte sie ebenfalls im Verdacht, vor meinem Einzug das Mobiliar umgestellt zu haben, sodass die wertvollsten Teile allein auf ihrer Seite des Zimmers zu finden waren. Doch ich vermute, ein solches Verhalten ist nur menschlich. Wer vermag zu sagen, ob ich nicht dasselbe getan hätte, wäre ich als Erste eingezogen?

Wie dem auch sei, im Laufe jener bestimmten Woche hatte Helen großen Wirbel um einen Gentleman gemacht, der am Freitagabend zu Besuch kommen sollte, weshalb meine Vorahnung in Bezug auf die Arbeit und Odalie augenblicklich von Helens theatralischem Gebaren verdrängt wurde, sobald ich an jenem Abend das Haus betrat. Auf dem Weg zur Pension hatte ich natürlich nicht den blassesten Schimmer, welche wichtige Rolle ich noch in Helens Verabredung spielen sollte. Dieses Erkenntnis wartete wie eine Bärenfalle am Ende meiner Pendelstrecke auf mich, nur darauf hoffend, endlich zuzuschnappen.

Auf meinem Weg vom Polizeirevier nehme ich die Straßenbahn über die Brooklyn Bridge und lege den Rest der Strecke zu Fuß zurück. Trotz der vorbeifahrenden Automobile mit ihren unablässig lauten Hupkonzerten und dem Geschnatter ihrer Motoren habe ich diesen Verlauf immer als entspannendes Ritual empfunden, eines, das mir erlaubt, die Geschehnisse des Tages zu überdenken. An jenem Freitag ereigneten sich mehrere Absonderlichkeiten auf dem Polizeirevier, die meine völlige Aufmerksamkeit beanspruchten. Am Morgen nahmen

wir die Aussage eines Mannes zu Protokoll, der auf den ersten Blick nüchtern wirkte, sich im späteren Verlauf jedoch als trunken und geistig vielleicht sogar als nicht ganz zurechnungsfähig herausstellte.

Ich ging mit dem Lieutenant Detective in den Vernehmungssaal und begann wie üblich, die Aussage des Verdächtigen mitzustenografieren. Anfangs wirkte alles recht normal – eine gewöhnliche Messerstecherei in der Küche zwischen Eheleuten. Ein *nicht vorsätzliches Verbrechen aus Leidenschaft* heißt es dann, wenn Anwälte solche Straftaten später im Gericht beschreiben. Nicht dass ich den Prozessen regelmäßig beiwohne, aber ab und zu gefällt es mir, und das Zusammenspiel der Worte *Verbrechen* und *Leidenschaft* war mir immer sonderbar vorgekommen – als wäre es das Verbrechen, jemanden zu lieben, und nicht, sie zu töten. Wie dem auch sei, die Geschichte des Mannes war uns nur allzu vertraut, und ich stenografierte jedes Wort, das er sagte, fast automatisiert mit.

Aber sehr zu unserer Überraschung begann der Verdächtige nach etwa zehnminütiger Befragung, plötzlich ein völlig anderes Verbrechen zu beschreiben – nämlich einen Mann im East River ertränkt zu haben. Verwirrt fing ich den Blick des Lieutenant Detectives auf, und wir sahen uns unentschlossen an. Der Lieutenant Detective zuckte mit den Schultern, und seine Augen schienen zu sagen: *Nun denn, wenn der Kerl zwei Morde statt nur einen gestehen will, soll er doch sein eigenes Grab schaufeln*. Jegliche Vehemenz aus seiner Stimme nehmend, ließ der Lieutenant Detective den Fragenkatalog über die Frau des Verdächtigen auf sich beruhen und erkundigte sich stattdessen nach dem mysteriösen Ertrinkenden. Kaum merklich änderte er, wie ich erstaunt feststellte, die Taktik und schlug einen bei läufigen Ton an. Die Stimmung im Raum kippte spürbar, und auf einmal hätte man fast glauben können, der Lieutenant Detective würde mit einem Freund plaudern und etwas so Nich-